

loge sich, wenigstens nebenbei, auch nur auf die chronologischen, kommerziellen so wie der Produktion u.a. Aspekte des Problems bezieht, wenn er eine gründliche Arbeit leisten will. Wir sehen in K.G.'s Buch einen Anfang mit guten

Aussichten und wünschen ihm, daß er den angesprochenen Gegenstand und die Methode erweitern und vertiefen möge.

Tudor Sorocanu

MAREK GEDL, *Die Dolche und Stabdolche in Polen*, PBF VI, 4 1980 (Manuskript 1976 abgeschlossen), 77 S., 42 Tafeln und eine chronologische Tabelle.

GRETEL GALLAY, *Die kupfer- und altbronzezeitlichen Dolche und Stabdolche in Frankreich*, PBF VI, 5 1981 (Manuskript 1978 abgeschlossen) 164 S., 58 Tafeln einschl. einer chronologischen Tabelle, 6 Texttabelle.

SUSANNE SIEVERS, *Die mitteleuropäischen Hallstattdolche*, PBF VI, 6 1982 (Manuskript Januar 1981 abgeschlossen), 160 S., 50 Tafeln (einschl. einer chronologischen Tabelle: Taf. 50) sowie 21 Textabbildungen.

Alle drei Bände sind im C.H. Beck-Verlag, München erschienen.

Im Vergleich zu anderen PBF-Abteilungen, insbesondere Serie IX (Äxte u. Beile) wurden Dolche eher vernachlässigt. Erst der 3. Bd. (J. Vladár, *Die Dolche in der Slowakei*) und jetzt auch der vierte (Gedls) stellen jeweils eine vollständige Veröffentlichung des in Frage kommenden Fundstoffes dar. Die Arbeiten über die irischen als auch über die britischen Dolche (PBF VI, 1 [Harbison] und VI, 2 [Gerloff]) begrenzen sich auf das frühbronzezeitliche Material, ein Beispiel dem auch Gallay in ihrem Band folgt; seinerseits behandelt Sievers nur die hallstattzeitliche Fundgruppe.

Der Dolch ist während der Bronze- und Früheisenzeit des heutigen Gebiets Polens keine spezifische Waffe gewesen, eine Tatsache die aus Gedls Buch hervorgeht. Am zahlreichsten sind die Exemplare der Altbronzezeit im Bereich des Anjeltzer Kreises und in den angrenzenden Gebieten. Das Hauptfundgebiet ist Westpolen, während in den östlichen Zonen des Landes „in der Periode I noch eine urförmliche, metalllose Kultur weiter lebte“ (6ff.). Diese Situation bewährt sich auch im Laufe der späteren Entwicklung der Bronze- und Urnenfelderzeit: „in späteren Zeiten geraten Dolche beinahe gänzlich außer Gebrauch“; das gilt für die Vorlausitzer- und noch evidentier für die eigentliche Lausitzkultur. Ein signifikantes Beispiel zeigt das reiche Gräberfeld von Kietrz, wo aus den etwa 3300 bisher freigelegten Gräbern nur fünf Dolchklingen geborgen wurden. Dieser Fakt kommt noch deutlicher zum Ausdruck zieht man die auffallend große Anzahl der Dolchtypen im Verhältnis zu der geringen Menge der jeweilig repräsentierten Exemplare in Betracht. Viele Typen sind durch ein einziges Stück vertreten (in 13 Fällen), während, etliche von höchstens zwei oder drei Dolchen bestehen. Auch sind die fremden, imitierten oder importierten Typen häufig anzutreffen, vor allem in der Kupferzeit und der fortgeschrittenen Eisenzeit.

Insgesamt werden 213 Stücke (Vollgriffdolche, Stabdolche und Dolchklingen) analysiert, wovon nur 123 durch Autopsie; die übrigen Dolche gelten meist als verloren oder unauffindbar. Diese Lage erklärt sich weitgehend durch die Folgen des zweiten Weltkrieges.

Der Autor behandelt als Stabdolche nur diejenigen Stücke, die mit einem Schaftkopf versehen sind und stimmt dadurch denjenigen Ausführungen, die gewisse schaftlose Dolchklingen mit besonderen Merkmalen (Schaftspuren, Zahl und Anordnung der Nietlöcher; vgl. weiter unten die Anzeige zu Gallays Bd.) als Stabdolchklingen deuten nicht zu. Theoretisch sieht Verfasser nur die höchstens 30 cm langen Exemplare als Dolche an; wenige Stücke, die dieses Barème übertreffen werden jedoch aus typologischen Gründen angenommen (vgl. meine Meinung zu dieser Frage weiter unten S. 212).

Blöß zwei Dolchklingen gehören dem späten Neolithikum u.zw. sind beide (Nr. 63.64) Bodrogkeresztúrzeitlich. Sie vertreten zwei unterschiedliche Varianten, die als von allgemeiner südosteuropäischer Herkunft gedeutet werden könnten,

Das gleiche gilt für weitere sechs kupferzeitliche Exemplare, jedes einen selbstständigen Typ verkörpernd und die in verschiedenen kulturellen Zusammenhängen geborgen wurden; eines stammt aus dem für die Mierzanowitzer Kultur naheliegenden Gräberfeld.

Die geringe Anzahl der südosteuropäischen Dolchtypen ist während der eigentlichen Bronzezeit auffallend. Man erwäge jedoch ob Dolchklingen vom Typ Slawoborze, die der Autor mit recht von den in der Gegend von Halle und der Altmark sich befindlichen Dolchen herleitet und sie eventuell auch als pommerische lokale Form andeutet, nicht etwa mit einer im Bereich der Otomani-Kultur verzeichneten Dolchgruppe in irgendwelcher Beziehung stehen, bzw. Einflüsse aus dieser Zone in Richtung Norden bezeugen. Es sei erwähnt, daß die letztgenannte Dolchserie mit helladischen Einflüssen in Zusammenhang gebracht wurde (T. Kovács, ArchÉrt 100, 1973, 157ff.; B. Hänsel, JberInstVorgeschUniv Frankfurt (M) 1977, S. 87ff.), ein Ausspruch der der Zeitstellung der besagten ostdeutschen und pommerischen Dolchtypen nicht widersprechen würde.

Während sich die I. Bronzezeitperiode Westpolens fast ausschließlich unter dem Eindruck der Anjeltzerkultur entwickelt und dementsprechende charakteristische Bronzen geliefert hat, bringt das am Ende dieses Zeitabschnittes festgestellte Vordringen von mitteldanubischen Elementen keine Neuerungen, weder im Bronzeinventar noch in der Metallurgie. Die wenigen Exemplare der Peschiera-Art aus den nachfolgenden Perioden ändern diesen Tatbestand kaum. Es ist offensichtlich, daß die bronzezeitlichen Kulturen Polens von den südosteuropäischen Gebieten, allenfalls was die Dolchformen betrifft, nichts wesentliches übernommen haben. Dieser Fakt wird im Laufe der Spätbronze und Früheisenzeit noch deutlicher. Während der Entwicklung der Lausitzkultur, die offensichtlich eine dolcharme Kultur ist wurden in Polen sechs Dolche gefunden, die jeweils einen einzigstehenden Typ vertreten und die der Verfasser schlechthin als Vollgriffdolche östlicher Herkunft bezeichnet (Nr. 41–49). Ich stimme seiner Ansicht bei, frage mich aber ob das Exemplar von Czerzno (Nr. 45), dessen Griff mit nietenähnlichen, gegossenen Knöpfe verziert ist nicht etwa, gleich wie der Dolch von Klodawa (Nr. 28), Beziehungen zu den britischen Dolchen verrät. Möglicherweise stehen die erwähnten Dolche auch zeitlich näher als es der Autor annimmt u. zw. gehören beide einem jüngeren Abschnitt der Frühbronzezeit (für das Exemplar von Klodawa vgl. insbesondere die lineare Anordnung der goldenen Miniaturstifte auf der Lederschaftung etlicher bretonischen Dolche – s. weiter unten Gallay a.a.O.S. 90, Taf. 20/238 – Pleudaniel und andere; vgl. auch S. Gerloff, PBF, VI, 2, S. 52ff., Taf. 5/57, 59 u.a. als Analogie zu dem Dolch von Czerzno, freilich als Nachahmung des Griffmusters gemeint, denn die britischen Exemplare sind mit tatsächlichen, nicht mit falschen Nietten ausgestattet).

Bezüglich der typisch östlichen Stücke von Gamów — Nr. 47 (vom Kabardino-Piatigorsker Typ) — und von Wojciechowice — Nr. 48 (eigentlich eine vorskythische Akinakes-Form) — setzt der Autor eine neue östliche Expansionswelle voraus, die „mit der sog. Kimmerischen (vorskythischen) Expansion in den Karpatenkessel“ in Beziehung stehen würde (die erste östliche Welle ist durch das Vordringen während der frühen Urnenfelderzeit von Noua-Kulturelementen nach Ostpolen — die Tarnobrzeg-Gruppe — gekennzeichnet). Dasselbe gilt für den mit einem übergegossenen bronzenen Griff versehenen, eisernen Akinakes von Lubnice, ein Einzelfund im Gräberfeld der Lausitzerkultur, der gleich wie andere skythische Kulturelemente (das Schwert von Vetterfelde, Pfeilspitzen vom sog. skythischen Typ u.a.) die Beziehungen des Volkes der Lausitzerkultur zu den Skythen, die im Laufe der Späthallstattzeit stattgefunden haben spiegelt.

Abschließend zu den östlichen Einflüssen schreibt Gedl (S. 20), daß diese „auf dem Gebiet der Rüstung nicht stark genug waren, um die einheimische Bevölkerung zur eigentlichen Produktion von Dolchen nach osteuropäischem Muster zu bewegen“, eine Meinung der man wohl auch im verallgemeinernden Sinn gerne zustimmen kann.

Zusammenfassend sei hervorgehoben, daß diese erste monographische Behandlung der polnischen Dolche ein äußerst wertvolles Ereignis ist, und ihr Autor sich als ein guter Kenner nicht nur des in den Museen seines Landes vorliegenden Materials, sondern der reichen Literatur erweist, Tatsachen die ihm gestatten die ganze Fundgruppe in dem weiträumigen kulturellen Kontext einzufügen und so zu beurteilen.



Für den südosteuropäischen Leser bietet der reiche Dolch- und Stabdolchfundstoff der Frühbronzezeit Frankreichs nur ein ganz allgemeines Interesse. Auch fühle ich mich nicht kompetent Fragen wie etwa relative Chronologie, Kulturzugehörigkeit, oder förmliche Bestimmung gründlich zu besprechen, oder ihnen Neues dazu beizutragen. Die einzigen Beziehungen zu Südosteuropa gehen über die helladische Kultur, insofern die letztgenannte immerwieder als Stützpunkt für die absolute Zeitstellung der westeuropäischen bronzezeitlichen Kulturen mit mehr oder weniger überzeugenden Argumenten herangezogen wurde (es sei betont, daß in dieser Hinsicht die Autorin die Anhaltspunkte für diese Beziehungen als relativ gering einschätzt, wobei sie zu der Meinung neigt die eventuellen schachtgräberzeitlichen Einflüsse stünden relativchronologisch nicht am Anfang der bretonischen Bronzezeitentwicklung, eine Tatsache die die Diskrepanz zwischen naturwissenschaftlicher, bzw. C<sub>14</sub> — und klassischer Datierung weniger scharf würde erkennen lassen).

Für uns hier im gegensätzlichen Teil Europas liegenden ist Gallays Band vor allem durch seine methodologischen Aspekte nützlich, in erster Linie die Ausführungen auf die Funktion der Dolche. Dolche spielen im Grabbrauch der bronzezeitlichen Kulturen Frankreichs und zumal in denjenigen der Bretagne eine führende Rolle. Im Unterschied zu Gedl verfügt Gallay über eine äußerst reiche Materialbasis. Auch bietet der französische Boden in einigen Zonen, insbesondere in der Bretagne, sehr günstige Beschaffenheiten, die auf den Erhaltungszustand der Funde vorteilhaft wirkt. Es sei die spezifische Hügelstruktur der bretonischen Grabdenkmäler angeführt, die eigenartige Erhaltungsbedingungen für Funde und Befunde aufweist: so sind oft in der Nähe von Metallgegenständen Knochen, Holz und Leder in genügender Masse erhalten um eine Rekonstruktion der Schäftung der Dolche und bisweilen sogar der Scheide zu erlauben. Die Autorin zieht aus diesen Umständen Vorteil, indem sie der Funktion der Dolche umfangreiche Ausführungen widmet und die miteinander verbundenen Probleme grundsätzlich bespricht. Ich finde das eben dieser Teil des Buches von allgemeinem Interesse ist; so werden meine wenigen Bemerkungen ausschließlich auf diese Fragen begrenzt sein.

Die Auffassung der Autorin über die Trennungskriterien der Begriffe „Dolch“ und „Messer“ entspricht der archäo-

logischen Desiderata und zielt, wie es auch betont wird, nicht eine verallgemeinernde Definition zu erzwingen. So werden als Dolche alle zweischneidigen Klingen erfaßt, während die einschneidigen, wenn ihnen auch eine eventuelle Dolchfunktion zugesprochen sein könnte, als Messer aussondert werden. Es ist die einzige sinnvolle Möglichkeit die beiden Fundgruppen formal zu studieren; einzelne Stücke können immerhin eine doppelte Funktion aufweisen (es seien hiermit die Miniaturdolche der Altbronzezeit erwähnt — alle in Siedlungen zutage gebracht —, die eher als Trennmesserdienste und die zu diesem Zeithorizont auch in anderen Teilen Europas vorkommen; vgl. ähnliche Exemplare in frühbronzezeitlichen Siedlungen Rumäniens — Glina- oder nach Glinazeitlich — in Branet und Odaia Turcului [A. Ulanici, CercArhMIRSR, 2, 1976, S. 63, Abb. 18/3 und E. Tudor, Dacia 26, 1982, S. 68, Abb. 6/19]). Bei dem Versuch die Begriffe „Dolch“ und „Schwert“ abzugrenzen meidet die Verfasserin eine entscheidende Stellung einzunehmen: „als größte Längen können Maße zwischen 30 und 40 cm gelten“, wobei Stücke die in allen sonstigen Merkmalen mit dem Grundtyp übereinstimmen, aber eine größere Länge aufweisen, dennoch den Dolchen zugerechnet werden (vgl. auch Gedl, a.a.O., S.2). Ich frage mich ob in derartigen Fällen der  $\chi^2$ -Test nicht etwa die geeignetste Lösung wäre den Tatbestand zu erfassen. Allerdings kann dieses statistische Verfahren sich nur bei Perioden und Kulturen nützlich erweisen, wo gleich Schwerter und Dolche vorkommen, d.h. in einem fortgeschrittenen Abschnitt der Bronzezeit, oder während der Urnenfelder- oder der Hallstattzeit (eine typische Situation wo dieser Test helfen könnte ist bei der Abgrenzung der verschiedenen Akinakai-Typen Südost- und Osteuropas — Dolche und Kurzschwerter —, wobei den zwei gesonderten Begriffen bestimmte kulturelle Erscheinungen entsprechen).

Auf Gallays Werk zurückkommend sei auf die umfassende Diskussion um die Bestimmungsmöglichkeiten der Stabdolchklingen die Aufmerksamkeit gelenkt (S. 123f). Die Verfasserin glaubt zwar, daß eine exakt eingrenzende Definition bislang nicht zu erstellen ist, daß es zur sicheren Zuweisung einer Klinge zu den Stabdolchen einer Kombination von mehreren Merkmalen (leichte Asymetrie der Klinge, deutlich ausgeprägte Mittelrippe der Griffplatte, Anordnung der Nietlöcher und Art der Nietgestaltung, leicht schräg verlaufende Heftspur, bedeutlich schwereres Gewicht) bedürfe, es gelingt ihr jedoch vier Arten und einige Sonderformen dieser in Frankreich nur durch Klingen vertretenen Fundgruppe herauszuarbeiten.

Zu den Fundverhältnissen der französischen Dolche muß hervorgehoben werden, daß die weitaus größte Menge aus Gräbern herrührt. Es sind Kollektivbestattungen aus Dolmenen, Höhlen, Hügeln während der jüngeren vor-GBK-zeitlichen Kupferzeit und meist Einzelbestattungen während der Früh- und Altbronzezeit (GBK und später). Flußfunde, selten bei eigentlichen Dolchen vorkommend, sind scheinbar typisch für Stabdolche. Die Autorin nimmt mit gutem Recht an, daß diese Gattung am ehesten Opfercharakter hatte.

Der erwähnte günstige Erhaltungszustand mancher bretonischer Dolche läßt die reiche Verzierung der Lederscheiden und der Holz- und Knochengriffe im rechten Licht erscheinen, vor allem sind die aus sehr dünnem Golddraht hergestellten Stiften, die auf der Griffstange, auf dem Knauf oder auf der Heftpartie in Kreisen um die Niete angebracht wurden zu behalten. Auch kommen derartige Goldstiften auf dem Lederbesatz oder der Lederscheide vor, wobei sie geometrische Muster bilden. Allerdings sind gut erhaltene, restaurierbare Gegenstände selten; meist handelt es sich um alte Rekonstruktionsvorschläge bei nicht mehr bestimmbar Vorbildern. Dabei nimmt die Verfasserin eine vorsichtige Stellung ein. Das prächtige äußere Erscheinungsbild der bretonischen Dolche diene neben anderen Elementen als Anhaltspunkt, Beziehungen zu den Schachtgräbern von Mykenä einzustellen. Gallay nach bliebe eine allgemeine Tendenz zu reicher Verzierung mit Edelmetallen als vergleichbar mit ähnlichen Erscheinungen in der Ägäis. Auch ein umgekehrter Einfluß (aus der Bretagne ausgehend) oder einfach die „Ausprägung der Hochblüte einer mediterran-

atlantischer älteren Bronzezeit mit nur sehr losen gegenseitigen Beziehungen" werden als Erklärungsversuche für die Gemeinsamkeiten der bretonischen Bronzezeit (und Wessex) mit dem helladischen Kulturkreis in Bretracht gezogen.

Schließlich sei noch bemerkt, daß die Dunkelziffer der Gesamtzahl der französischen Dolchfunde, so die Autorin, beträchtlich hoch sein kann: unregelmäßige, private Grabungen, zahlreiche, oft schwer zugängliche Privatsammlungen (daher auch viele als verschollen oder verloren geltende Stücke) sind Grund dafür. Es fällt auf, daß diese Lage vor allem bei den triangulären Vollgriffdolchen zum Ausdruck kommt; hier ist die Zahl der im Kunsthandel verschwundenen Exemplare, insbesondere derjenigen mit schöner Verzierung störend groß. Der Verdienst der Verfasserin die meisten Dolche der Autopsie unterzogen zu haben muß ohneweiters hervorgehoben werden; es fällt dabei auf, daß einige Muscalsammlungen mit zahlreichen aufbewahrten Dolchfunden, wie etwa Penmarc'h, oder fast alle Exemplare von Saint-Germain-en-Laye der Autorin nicht zugänglich waren. Diese Bemerkung sei nicht als Vorwurf zu ihren Lasten gemacht; sie widerspiegelt vielmehr eine gewisse Situation, die ganz andere Gründe haben muß.

Ein kurzer französisches Résumé, Verzeichnisse und Register schließen den Text ab. Für den außenstehenden Leser, wie schon eingangs ausgedrückt, sind Probleme methodologischer und funktionseller Art am wichtigsten und in dieser Richtung hat die Autorin ihre Aufgabe vorbildlich erfüllt.



Die weit ausgreifenden Möglichkeiten des PBF – Unternehmens werden durch den hier anzuzeigenden Dolchband Sievers' am besten veranschaulicht. Es geht nicht nur um die Erweiterung des chronologischen Raumes bis knapp an die Schwelle der Latènezeit, sondern auch um den Forschungsbereich an sich, denn die Autorin behandelt nebst dem Fundstoff, – dargestellt in der bewährten PBF – Manier –, weitgehend das Problem der Waffenbeigabe im Westhallstattkreis. Dieser letzte Teil umfaßt nicht minder denn 84 Seiten, d.h. etwa zwei Drittel des ganzen Buches. Diese Tatsache wird durch die führende Rolle, die den Dolchen in der Grabbeigabeanalyse der süddeutschen Funde zukommt gerechtfertigt, und vor allem dadurch, daß sich die zahlreichen, relativ gut gegrabenen und publizierten Grabfunde und -befunde aus Baden – Württemberg zu einer kleinräumigen Analyse eignen, deren exemplarische Darstellung für eventuelle verallgemeinernde Schlußfolgerungen über Funktion der Waffen, über Kampftechnik und soziale Struktur dienen könnte. Mit den hier behandelten Dolchen erfaßt Sievers ein geräumiges Arbeitsgebiet und konnte somit die ganze mitteleuropäische Fundgruppe einer sorgfältigen Prüfung unterziehen. Es ist dies ein Verdienst, der die hier anzuzeigende Studie auszeichnet, eine Tatsache die sich leider aus verschiedenen Gründen, meist politischer Art, innerhalb des PBF-Unternehmens nur selten wiederholt.

Mit Ausnahme von vier Siedlungsfunden und der Einzelkunde, deren Mehrheit die Gewässerfunde (in der Schweiz) bilden, wurden alle übrigen Dolche in Hügelgräber zutage gefördert. Eine Sonderstellung nimmt die Hallstatt-Nekropole ein, woraus fünf oder sechs Stücke aus flachen Brandgräbern gemeldet sind. Die Frage der Herkunft der Antennendolche bleibt weiterhin offen, solange keine plausible Herleitung von den Urnenfelderzeitlichen Antennenschwertern vorführbar ist. Die Verfasserin neigt entschieden für südliche aus Norditalien sich auswirkende Anregungen, obzwar Funde des 7. Jhs., die eine Tradierung der Einzelemente der Dolchpartien belegen könnten noch ausstehen. Der Eindruck einer südlichen Anregung wäre dadurch verstärkt, indem Varianten von eisernen Antennenwaffen in Oberitalien während Ha C anzutreffen sind; allerdings entwickelten sich italische und nordalpine Dolchgruppen ganz unabhängig voneinander.

Für den Leser aus den Gebieten der Unteren Donau wäre die Frage etwaiger Beziehungen zwischen mitteleuropäischen Hallstattdolchen und den nordpontischen oder donaukarpatischen Akinakal – Kurzscherwerter und Dolche – und ganz besonders denjenigen mit Antennen ausgestalteten,

äußerst interessant. Sievers streift das Problem nur am Hande und stellt damit fest, daß „eine Ha C-zeitliche Beeinflussung von Osten her mit einiger Sicherheit auszuschließen sei“, wobei sie recht haben muß, da Ha C-Exemplare mit Antennenknäufen in Südosteuropa bisher nicht belegt sind (die T-förmigen Griffen der Basarabzeit kommen nicht in Frage, wie es übrigens auch die Autorin betont). Jedoch handelt es sich nicht m.E. um ganz voneinander unabhängigen Erscheinungen. Antennenknäufe sind innerhalb der Akinakal-Gruppe allem Anschein nach später anzusetzen, etwa im Laufe des sechsten Jhs., u.zw. in dessen zweiten Hälfte. Gutdatierbare Stücke sind mit Szentes-Vekerzug-Trensen vergesellschaftet oder aber mit griechischer Keramik aus der ersten Hälfte des 5. Jhs. im Gebiet nördlich des Schwarzen Meeres zusammen gefunden. Diesem späteren Abschnitt gehören auch Exemplare dessen Knauf durch zwei sich anblickende Vögel-, bzw. Greifköpfe kennzeichnet ist und die einen Typ zusammenstellen, der von Nordwestbulgarien, über Rumänien, der Ukraine bis nach Mittelsibirien hin verbreitet ist. Eine Beziehung zu einigen Dolchen der Variante Aichbach, u.zw. zu Nr. 175 und 180 (Hallstatt, Gr. 11 und 116) und eventuell auch zu Nr. 176 (Hundersingen) scheint nicht von der Hand zu weisen. Die besagten Gräber wurden zwar in der D<sub>2</sub>-Periode datiert, können aber auch wesentlich jünger sein (bis Ha D<sub>2</sub>), bedenkt man die Zugehörigkeit zu einer späteren Varianten-Gruppe der im Gr. 116 von Hallstatt zutage gebrachten Schlangenfibel vom Typ S<sub>3</sub> (Sievers, S. 48). Ich habe seit längerer Zeit darauf hingewiesen, daß Antennenknäufe bei den späthallsattzeitlichen Akinakes-Kurzscherwerter, -Dolche oder -Messor aus dem Donaukarpatenraum als Ergebnis eines Einflusses aus dem Hallstattkreis zu bezeichnen sind (*Necropola hallstattiana de la Ferigile*, Bucureşti, 1967, S.61). Ich bin zufolge der Lektüre der vorliegenden Abhandlung von dieser Überzeugung nur noch fester durchdrungen.

Als Ergebnis der Waffenbeigabeanalyse ist in erster Linie das Vorherrschen der Lanzenbeigabe als überregionales Erscheinen zu verzeichnen. Desgleichen sind enge Beziehungen zwischen bestimmten Fibeltypen und bestimmten Dolchtypen zu erwähnen, jedoch aussonst grobräumige Ausstattungsnormen nicht festzustellen. Die Autorin betrachtet mit Skepsis jedweden Versuch die Funktion der verschiedenen Waffen im Grabbrauch zu definieren. Auch soll ihrer Meinung nach die Waffenbeigabe im mitteleuropäischen Hallstattkreis die reelle Ausrüstung der Krieger nicht widerspiegeln; keine direkten Schlüsse auf die Bewaffnung können gezogen werden. Das häufig anzutreffende Fehlen der Schutzwaffen in den Gräbern soll als erstes Argument dafür dienen. Aber auch für den Fall, daß Schutzwaffen beigegeben wurden soll bezweifelt werden, daß man damit die tatsächliche Ausrüstung erfassen kann. Auch wäre die heutige Materialbasis zu gebrechlich um gültige Aussagen zur Kampftechnik festzulegen. Den in den Gräbern beigelegten Waffen wird ein Rangbezeichnen zugesprochen. Den Dolchträgern kommt eine besondere Stellung, etwa eine führende (vgl. die Kostbarkeit dieser Waffenart, die Präsenz der Dolche in „Fürstengräber“ u.a.) innerhalb der Kriegermasse zu. Dann folgen die Lanzenträger, die insbesondere in Südbayern ein erhabeneren Rang hatten. Die Verfasserin kommt zu der Schlußfolgerung, daß die Waffenbeigabe „eher symbolisch geübt wurde, daß wir mit den Waffenträgern und ganz besonders mit den Dolchträgern zwar bedeutende Persönlichkeiten fassen, die aber nicht unbedingt als Krieger anzusprechen sind“. Diese Ausführungen würden „eine gewisse Relativierung der Aussagen Kossacks zu Bewaffnung und Kampftechnik“ zu Folge haben (130f.).

Ist diese skeptische Ansicht gerechtfertigt? Die kritischen Bemerkungen der Autorin sind freilich willkommen. Man kann sich aber immerhin vorstellen, daß derjenige dem man ins Grab eine Lanze beigegeben mit dieser Waffenart gefochten hat, allenfalls die Lanze sei seine Hauptwaffe gewesen. Der Mangel an Schutzwaffen, oder an anderen Ausrüstungselementen im Grabbrauch spricht bestimmt nicht dagegen. Wenn auch die komplette Bewaffnung sich im Grabinventar nicht spiegelt, so scheint Kossacks Schlußfolgerung auf eine Umstellung der Kampftechnik vom Einzelkämpfer zur Krie-